



Ein großer Badener:

Zum 250. Geburtstag von Johann Peter Hebel

Wolfgang Hug

Von Basel nach Karlsruhe

Heuer ist ein Hebeljahr: Am 10. Mai 1760 brachte in Basel Ursula Hebel, geb. Oertlin aus Hausen i. W., Ehefrau des Johann Jakob Hebel, ihr erstes Kind zur Welt. Die Eltern ließen den Buben Hanspeter taufen. In der Peterskirche, wo damals noch der berühmte Totentanz an der Friedhofsmauer zu sehen war. Beide Eltern hatten eine Stelle im Haus der wohlhabenden Basler Patrizierfamilie Iselin. Hebels Vater stammte aus dem fränkischen Hunsrück, hatte als Dragoner oder Bursche beim »Major« Iselin diverse Feldzüge mitgemacht und diente inzwischen als eine Art Faktotum im Basler Anwesen der Iselins, wo auch seine Ursula, ein Bauernmädchen vom Wiesental, als Magd arbeitete. Da die beiden einige Ersparnisse zurückgelegt hatten, konnten sie in Hausen ein kleines Haus erwerben, wo Johann Jakob im Winter als Leineweber sein Geld verdiente; im Sommer waren sie bei den Iselins beschäftigt. Doch schon nach zwei Jahren starb der Vater, 41jährig. Die Mutter zog den Buben allein auf, hatte ihn bei sich, wenn sie bei den Iselins in Basel gebraucht wurde. So hatte der kleine Halbweise eine doppelte Heimat: eine dörfliche in Hausen, eine städtische in Basel. Und auf dem Heimweg von Basel nach Hausen musste Hebel mit gut 13 Jahren miterleben, wie seine Mutter ganz unvermutet verstarb. Ein Erlebnis, das ihm das memento mori tief eingepägt hat.

Zum Glück hatte der junge Bursche einen ihm wohl gesonnenen Lehrer und einen

ebensolchen Pfarrer. Sie vermittelten ihn an die Lateinschule nach Schopfheim, dann ans Basler Gymnasium und später an das Gymnasium illustre in der markgräflich-badischen Residenzstadt Karlsruhe. Für die Vormünder stand fest, dass der Abiturient Geistlicher werden sollte. Man schickte ihn zum Studium nach Erlangen. Nach einem mäßigen Examen wurde er zwar ordiniert, bekam aber keine Pfarrstelle, sondern wurde zunächst dem Pfarrer in Hertingen als Adlatus zugewiesen, bis man ihn schließlich 1783 an das Lörracher Pädagogium berief, wo er die verschiedensten Fächer, vor allem aber Latein und Griechisch zu unterrichten hatte. Als durchaus lebensfroher Junggeselle fühlte er sich in Lörrach ganz wohl, gehörte einem Kreis der »Freunde des Oberlandes« an, der für Natur und Antike schwärmte, verehrte die Schwägerin seines Schulleiters, die zarte, zurückhaltende Gustave Fecht, ohne je eine feste Bindung mit ihr einzugehen. Als ihn die badische Regierung endlich 1791 ans Karlsruher Lyzeum als Lehrer versetzte, blieb er der Freundin in zahllosen Briefen 35 Jahre lang verbunden. Was für schöne Briefe schrieb er ihr! Rund 50 sind erhalten und in Hebels Briefsammlung gedruckt. Anmutig und anrührend selbst die Schlussformeln, etwa im Brief vom 14. Dezember 1791: »Möge der Himmel alle guten Wünsche wahr machen, die mein Herz für Sie hat, sooft ich Ihrer gedenke. Leben Sie wohl und gönnen Sie bisweilen einen müßigen Augenblick dem Andenken – Ihres gehorsamsten Dieners Hebel.« Später konnte es auch heißen

»...Ich bin mit herzlicher Liebe – Ihr ergebenster Freund Hebel.« Doch dabei blieb es. Beide scheuten die Ehe.

Es dauerte, bis er in Karlsruhe Fuß fasste. Doch die Schüler im Lyzeum hatten ihn gern, den Lehrer der Alten Sprachen, der Geschichte und der Naturwissenschaften. Der edle Markgraf Karl Friedrich, dessen Gattin Karoline Luise die Kultur nach Karlsruhe brachte, lernte Hebel schätzen, ernannte ihn schließlich zum Professor und Hofrat und hörte aufmerksam seine gelegentlichen Predigten in der Schlosskapelle oder in der klassizistischen von Weinbrenner geschaffenen Karlsruher Stadtkirche. Es waren die Jahre der gewaltigsten Umbrüche in ganz Europa, in die Hebel in Karlsruhe geraten war. Die Französische Revolution, die rasch das nahe gelegene Straßburg entfachte, der Revolutionskrieg, in dem die badische Regierung durch den Lörracher Amtsvogt Sigismund von Reitzenstein 1795 die Neutralität aushandelte mit der Aussicht auf Gebietserweiterung, die schließlich das Land und seine Einwohnerschaft 1806 auf mehr als das Vierfache vergrößerte. Hebel erlebte Napoleons Besuche in Karlsruhe, die Heirat der Adoptivtochter des Kaisers, Stephanie, mit dem badischen Kronprinzen Karl. Ihr zu Ehren wurde dann die erste katholische Pfarrkirche in Karlsruhe, St. Stephan, errichtet, ein Bau, der Hebel besonders stark beeindruckt hat. Gleichzeitig errichtete die Karlsruher Regierung hier in Freiburg die erste evangelische Stadtpfarrei; und wer sollte ihr erster Stadtpfarrer und zugleich Universitätsprediger werden? Johann Peter Hebel. Er, den in den ersten zehn Jahren im badischen Unterland doch das Heimweh nach seiner Heimat so sehr plagte. *»Ist mir so etwas in der Wiege gesungen worden?«* schrieb er Anfang Dezember 1806 an Gustave Fecht, und weiter: *»Ich schwanke unentschlossen hin*

und her wie ein Uhrenpendikel.« Am Ende entschied sich Hebel, in Karlsruhe zu bleiben. Der Großherzog wollte es wohl so und übertrug ihm bald darauf die Leitung des Gymnasiums.

Die Alemannischen Gedichte

Hebel hatte sein Heimweh überwunden, hatte es »abgearbeitet«, würde man heute wohl sagen. Mit seinen »Alemannischen Gedichten«. Sie sind 1803 im Druck erschienen, bei Macklot in Karlsruhe, »den Freunden ländlicher Natur und Sitten« gewidmet, der Autor nur mit den Initialen J. P. H. angedeutet. Erst die zweite Auflage, die schon im folgenden Jahr erschien, trug den vollen Namen Hebels. Die »Alemannischen Gedichte« haben Hebel über die Grenzen der Region bekannt gemacht, haben seinen Rang als Meister der Mundartsprache bis heute grundgelegt. Die Besprechungen der Gedichte durch den Freiburger Professor der schönen Künste Johann Georg Jacobi, durch den ihm geistesverwandten und altersgleichen Jean Paul und schließlich durch den Dichturfürsten Johann Wolfgang von Goethe haben dem inzwischen Mittvierziger Hebel wohl getan. Kein schöneres Lob habe er je bekommen als das von Jean Paul in der »Zeitung für die elegante Welt.« So schrieb er im Mai 1807 der Freundin. Und zwei Jahre später erlebte er im Karlsruher Theater bei einem Rezitationsabend der Schauspielerin Henriette Hendel einen wahren Triumph: Statt einer Szene aus Shakespeares Macbeth vorzutragen, wie im Programm vorgesehen, zitierte die Hendel die Verse »Z'Fryburg in der Stadt suufer ischs un glatt« und anstatt fort zu fahren mit der Strophe »Mynem Auge gfallt Herri-schried im Wald: S'isch e Sie, es isch kai Er...« drehte sich die Schauspielerin auf der Bühne

zu Hebel um und deklamierte »s' isch kai Sie, es isch en Er!«; dabei zeigte sie mit dem Finger auf ihn, worauf ein tosender Beifall erklang, in Gegenwart des Großherzogs und des ganzen Hofes und gut 600 Besuchern. Die Madame Hendel fügte hinzu, sie habe ihr Glück ihrem Freunde Hebel zu verdanken, dessen Gegenwart sie begeistere.

Die »Alemannischen Gedichte« waren in den Jahren seit 1800 entstanden. Schon früher hatte Hebel sich in der Lörracher Zeit mit Gelegenheitsversen versucht. Zuweilen fügte er auch in Briefe an seine Lörracher Freunde Verse in der Mundart, aber auch in Hochdeutsch ein. Nun aber ein ganzer Band von Gedichten im Dialekt seiner Heimat, die er kurzerhand als »alemannisch« bezeichnete. Teils lyrische Verse, teils gedankenschwere, mal liedhaft zu singende, mal in freien Hexametern dahin schreitende, viele in wohlklingenden Reimen, oft über mehr als ein Dutzend Strophen entfaltet, dann ganze Versgeschichten, mehrere Seiten füllend wie »Der Karfunkel« oder »Geisterbesuch auf dem Feldberg« und das gedankentiefe fiktive Gespräch, das der Vater (der »Ätti«) mit dem Sohn (dem »Bueb«) über »Die Vergänglichkeit« führt, und zwar auf der Straße nach Basel, just zwischen Steinen und Brombach, wo der 13jährige Hanspeter den Tod seiner Mutter hatte miterleben müssen. Ein Gedicht voll apokalyptischer Visionen, »das größte deutsche Dialektgedicht« nennt es H.-M. Gauger. Bekannt und beliebt sind bis heute freilich am meisten die naturseligen Gedichte vom Sperling, vom Storch oder vom Kirschbaum, und ebenso die Charakterskizzen vom Bettler, vom Zufriedenen Landmann oder dem Allzeit zufriedenen Tabakraucher. Und dann singt man natürlich gerne bis heute die Strophen aus dem Gedicht »Der Schwarzwälder im Breisgau« (dessen Titel eigentlich »Der Hauensteiner« bzw. Hot-

zenwälder im Breisgau lauten sollte). Das Lied klingt (ähnlich wie das »Ne Gsang in Ehre, wer will's verwehre...«) fröhlich, herzlich, ganz einfach sympathisch. Hier die ersten vier Strophen des Gedichts:

*Z' Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt mer nit en guete Wii!
Goh't er nit wie Baumöl ii,
z' Müllen an de Post.*

*Z'Bürglen uf de Höh,
nai, was cha me seh!
O, wie wechse Berg un Tal,
Land un Wasser überal,
z'Bürglen uf de Höh!*

*Z'Staufen uf em Märt
Henn si, was mer gehrt:
Tanz un Wii un Lustberkeit,
Was aim numme 's Herz erfreut,
z' Staufen uf em Märt!*

*Z'Fryburg in der Stadt
Suufer isch's un glatt;
Riichi Heere, Geld un Guet,
Jumpfere wie Milch un Bluet,
z'Fryburg in der Stadt!*

Wenn sich die Freiburger gerne im Licht dieser Hebelverse sonnen, sollte man daran denken, wie viel persönlicher Hebel »sein« Basel in dem Gedicht »Erinnerung an Basel« gepriesen hat.

*Z'Basel an mym Rhii,
jo, d'ört möcht i sii!
Wäiht nit d'Luft so mild un lau,
un der Himmel isch so blau
an mym liebe Rhii.*

...

*Uf de braite Bruck,
fürsi hi un zruck,
nai, was siht me Heere stoh,
nai, was siht me Jumpfere goh
uf der Basler Bruck! ...*

Eine ganz andere Klangfarbe hören wir in Hebels Naturgedichten, so z. B. in »Das Gewitter«:

*Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, wo n er ane will.
Es chunnt so schwarz un chunnt so schwer,
un in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst un Wetter. Loos, wie 's schallt
am Blauen, un wie 's widerhallt!*

*In große Wirble fliegt de Staub
Zuem Himmel uf mit Halm un Laub.
Un lueg mer dört sell Wülkli a!
I ha kai große Gfalle dra;
lueg, wie mer 's uusenander rupft,
wie üuserais, wenn 's Wulle zupft ...*

Das Gedicht lebt vom Kontrast zwischen dem drohenden Naturgeschehen und dem Blick auf das kleine Büble im Kinderbett, das schläft und erst erwacht, als das Gewitter abgezogen ist und »d' Sunne stoht am haitre Himmel do...«. Rainer Maria Rilke hatte bei einer Rezitation des Gedichts darum gebeten, dass man ihm auf Hochdeutsch sage, was das denn bedeute »Der Vogel schwankt so tief und still, / er weiß nit, wo n er ane will...«. »Wo n er ane will: Man erfüllte ihm den Wunsch und übersetzte: Weiß nicht, wo er hin will, womit der Vers seinen ganzen Wohlklang verloren hatte, was auch Rilke begreifen musste. Der Freiburger Mundartdichter aus dem Hotzenwald, Richard Gäng, hat allerdings später doch noch Hebel auf Hochdeutsch wiedergegeben (Reclam Nr. 8294). Als Verständnishilfe für Nicht-

Alemannen ganz nützlich. Man sollte sich ja daran erinnern, dass Karlsruher gar kein Alemannisch sprechen, sondern Rheinfränkisch wie die Leute nördlich der Mundartgrenze an Murg und Oos. Interessant auch, dass erst mit Hebels »Alemannischen Gedichten« die Abgrenzung des Schwäbischen vom übrigen (oder eigentlichen) Alemannisch erfolgte.

Zitieren möchte ich noch ein paar Strophen aus Hebels Gedicht »Der Wegweiser« (Untertitel »Guter Rat zum Abschied«). Hier erweist Hebel sein besonderes Talent zum Pädagogen und Berater, zum aufgeklärten und aufklärenden Volkserzieher – in aller Redlichkeit und Mäßigung und in einer ganz und gar unsentimentalen Frömmigkeit.

*Waisch, wo der Weg zuem Mehlfäß isch,
zuem volle Faß? Im Morgerot
mit Pflueg un Charst dur's Waizefeld,
bis Stern un Stern am Himmel stoht.*

*Me hackt, solange der Tag aim hilft,
me luegt nit um un blybt nit stoh,
zletscht goht der Weg dur's Schüüretenn
in d'Chuchi, un do hemmer's jo!*

*Waisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rote Chrützere noo;
Un wer nit ufe Chrützer luegt,
der wird zuem Gulde schwerli choo.*

*Wo isch der Weg zuer Sunntigfreud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig noo
Dur d'Werkstatt un dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber choo.*

...

*Wo isch der Weg zue Frid un Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürsi goht's in Mäßigkait
Mit stillem Sinn in Pflicht un Recht.*

*Un wenn de am e Chrützweg stohsch
Un nümme waisch, wo 's ane goht,
halt still und froog dy Gwisse zerst,
's cha Dütsch gottlob, un folg sym Root!*

*Wo mag der Weg zuem Chilchhof sii?
Was froogssch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
fühert jede Weg, un 's fehlt si nit.*

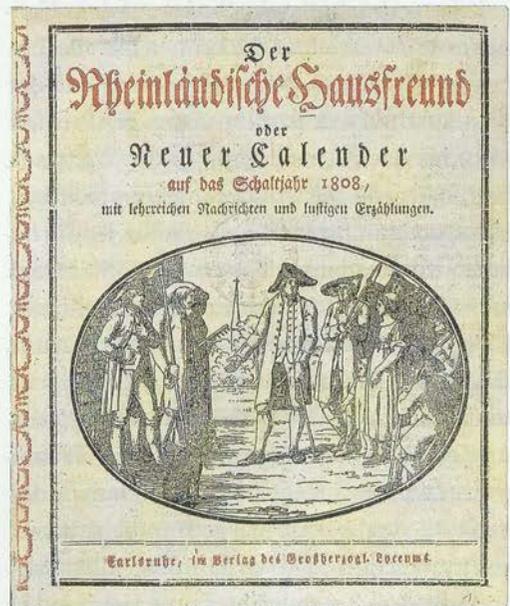
*Doch wandle du in Gottisfurcht!
I root der, was i roote cha.
Sell Plätzli het e ghaimi Tür,
un 's sinn no Sachen ehne dra.*

Hebels Gedichte sind keiner der gängigen Stilrichtungen zuzuordnen, weder der Klassik, noch der damals bereits aufkeimenden Romantik. Literaturgeschichtlich bildet Hebel einen Sonderfall. Sein eigentliches und unverlierbares Verdienst ist es, dass er mit seinen »Alemannischen Gedichten« dieser (unserer) Mundart Respekt und Anerkennung verschafft hat im ganzen Lebensraum der deutschen Sprache. Er hat überhaupt dem Dialekt zum Rang einer vollwertigen Sprache verholten, in der es Dichtung auf gleichem Niveau wie in der Hoch- oder Standardsprache geben kann. Goethe hat in »Dichtung und Wahrheit« einmal darauf verwiesen, dass der Dialekt doch das Element sei, »aus welchem die Seele ihren Atem schöpft.«

Die Kalendergeschichten

Nach dem Erscheinen von Hebels »Alemannischen Gedichten« versiegte auf einmal die Quelle seiner poetischen Inspiration. Hatte sie sich erschöpft? Spürte er, dass er sich selbst nicht mehr übertreffen würde? Ganz allgemein war sein Lebensstil behäbiger geworden.

Er konnte, wie er im Mai 1807 der Freundin schrieb, »den ganzen Sonntagmorgen im »Hirschen«, im Graspark unter den Bäumen im Freien bei einem halben Schöppllein Roten und Butterbrot, in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen, sitzen und im Jean Paul lesen...«. Aber untätig war er keineswegs. Ganz zufällig ergab sich – neben dem Schulunterricht – eine neue Aufgabe. Sein Gymnasium gab den lutherischen Landkalender für die badische Markgrafschaft heraus. Kalender (wie der berühmte »Lahrer Hinkende Bote«) nahmen damals eine ähnliche Rolle ein wie später die Illustrierten. Der Karlsruher Landkalender schwächelte, inhaltlich und im Absatz. Hebel gehörte einer Kommission zur Reform des Kalenders an, und da seine Vorschläge überzeugten, übertrug man ihm schließlich die Schriftleitung der Publikation. Er modelte das Ganze um zu einem neuen Kalendertyp mit dem Titel »Der Rheinländische Hausfreund«, der rasch weite Ver-



Titelblatt des »Rheinländischen Hausfreunds« von 1808.

breitung fand. Die Auflage stieg von 20 000 auf 40 000. Hebel redigierte nicht nur Beiträge, sondern schrieb eine Menge selbst. Die besten brachte der berühmte Stuttgarter Verlag Cotta dann 1811 als »Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds« in einem eigenen Band heraus. Das »Schatzkästlein«, von dem später weitere Auflagen erschienen, wurde neben den »Alemannischen Gedichten« zum zweiten Fundament für Hebels Ruhm als Autor. Hier erwies er sich nun als Meister der Prosa, und zwar in der Kunst, die Leserinnen und Leser mit kleinen »Geschichten aus dem Leben« belehrend zu unterhalten oder unterhaltend zu belehren. Die wichtigste Neuerung, mit der er dem »Rheinländischen Hausfreund« zu Popularität, aber auch zu großem Ansehen verhalf, waren »lehrreiche Nachrichten und lustige Geschichten«, wie es hieß. Gerade der listige Humor, mit dem Hebel seine Geschichten zu erzählen verstand, machten sie so beliebt und lesenswert – und sie sind es bis heute geblieben!

Kaum ein Schullesebuch, das auf den »Kannitverstan« verzichtet. Sie kennen ihn alle. Ein junger Handwerksbursche kommt auf der Wanderschaft von Tuttlingen (aus der Provinz also) bis nach Amsterdam, in die Weltstadt, betrachtet mit Verwunderung ein prächtiges Haus, sodann im Hafen ein großes Schiff, beladen mit kostbaren Waren. Jedes Mal fragt er, wie der Besitzer heiße und bekommt beide Male die Antwort »Kannitverstan«. Denkt, das sei der Name des schwerreichen Mannes und macht sich Gedanken über seine eigene Armut. Bald aber begegnet er einer Trauerprozession und fragt nach dem Namen des Verstorbenen, bekam wiederum die Antwort »Kannitverstan«. Da wird ihm bei allem Mitleid mit dem Toten leichter ums Herz und er erkennt, dass der Tod eben keine sozialen Unterschiede gelten lässt und dass doch alles Le-

ben vergänglich bleibt. Diesen Schluss können nach der Lektüre auch schon Grundschüler ziehen und lernen so, den Sinn einer Erzählung zu deuten. Dabei hat Hebel die Quintessenz zum Auftakt der Geschichte bereits im ersten Satz selbst formuliert: »*Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit*«, so lautet der Satz, und fährt fort: »*in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen.*« So einfach ist der Sinn der Geschichte, und so lehrreich ist sie gemeint. Mir persönlich bügelt sie die sozialen Gegensätze zu harmonisierend glatt, so schön sie von Hebel erzählt wird. Er fand die Vorlage übrigens wohl in einer Nummer des Luzerner Wochenblatts, wo sie als Nachricht von einer wahren Begebenheit zu lesen war, einschließlich der Titel stiftenden Antwortformel »Ik kann niet verstan.«

Bei einer Wahl zur schönsten Kalendergeschichte von Hebel würde ich wahrscheinlich für das »Unverhoffte Wiedersehen« votieren, jene zutiefst anrührende Liebesgeschichte mit dem glückhaften Beginn und dem jähem Absturz und schließlich dem traurig-tröstlichen Ausgang: »*In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge, hübsche Braut und sagte zu ihr: ›Auf Sankt Luziä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.‹ – ›Und Friede und Liebe soll darin wohnen, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, ›denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem anderen Ort.‹ Als sie aber an Sankt Luciä der Pfarrer zum zweiten Mal in der Kirche ausgerufen hatte: ›So nun jemand Hinder-*

nis wüsste anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen, da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb...«

Aber als dann die Bergleute in Falun im Jahr 1809 eine Öffnung zwischen zwei Schächten durchgraben wollte, stießen sie auf den Leichnam eines Jünglings; er war mit Eisenvitriol durchdrungen und unverwest, sah aus, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Doch niemand wollte den Toten erkennen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, an einer Krücke, und ihren Bräutigam erkannte. »Es ist mein Verlobter, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen lässt vor meinem Ende...« Und als man anderntags den Leichnam zum Kirchhof abholte, »schloss sie ein Kästlein auf, legte ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: »Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeits-

bett, und lass dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Male auch nicht behalte«, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.«

Für Ernst Bloch, den Philosophen des »Prinzips Hoffnung«, ist das »Unverhoffte Wiedersehen« die schönste Geschichte der Welt. Konkretes Prinzip Hoffnung. Als wir die Geschichte in der Schule lasen, wohl im 5. oder 6. Schuljahr, musste ich mit den Tränen kämpfen. So konnten und können Hebels Kalendergeschichten zu Herzen gehen. Auch das »Unverhoffte Wiedersehen« geht auf eine historische Begebenheit zurück, von der Hebel aus der Zeitschrift »Jason« erfahren hatte. Sein Talent war es, aus solchen Nachrichten eine Erzählung zu komponieren, in der uns die Personen, die Zeiten und Geschehnisse ganz, ganz nahe kommen, und die dabei zu einem zeitlos gültigen Gleichnis wird. Hier zum Gleichnis der Liebe als »angewandte Unendlichkeit«, wie Jean Paul sie einmal nannte.

Hebels historische Erzählkunst

Als Historiker fand ich dies das Faszinierende an Hebels Erzählkunst: Wie er reale Geschichte zu vergegenwärtigen vermochte, dass sie einem lebendig vor Augen steht und im Innersten zugleich berührt. Mustergültig ist ihm das z. B. in der Erzählung mit dem Titel »Der Brand in Moskau« gelungen. Er verfasste sie 1814, drum sucht man sie vergebens im »Schatzkästlein«. In neueren Ausgaben von Hebels Werken ist sie im Abschnitt »Zeithistorisches« abgedruckt. Sie beginnt mit den Sätzen:

»Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Russland ausbrach, standen in

Europa die Verhältnisse so: Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Österreich mit einem Hilfskorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Russland war allein der Engländer, später auch der Winter.« Wie er das koppelt, allein England, später auch der Winter: Typisch Hebel! Dann: »Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Tore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.« Was für eine blitzgescheite Reflexion als Einschub in die Ereignis-Schilderung: Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen. Geschichtsschreibung wird Geschichtsdeutung. Aber es geht weiter: »So etwas ist nun geschwind gesagt: ›Moskau ist verbrannt‹. Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen lässt.« Und Hebel baut die Anschauung von Moskau mit Worten wie mit Pinselstrichen eines Gemäldes vor den Augen der Leser auf: Die größte Stadt der Welt bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten, dem Kreml (befestigt und dann von den Franzosen selbst gesprengt), um den Kreml herum Kitaigorod, dann Bjelgorod (die weiße Stadt, »bekanntlich kann der Hausfreund russisch«), darum herum Semlanoigorod ...« Aber Moskau hat auch dreißig Vorstädte, in allem zwanzigtausend Häuser und Paläste, tausend Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirtshäuser ... Kaufläden, Fabriken, Schulen, ein Findelhaus für fünftausend Kinder, mit einem Wort vierhunderttausend Einwohner, und zwölf Stun-

den im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen, als Himmel und Moskau. Hernach nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flammen schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Teil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.« Man beachte die Koppelungen: Himmel und Moskau, Himmel und Flammen, Himmel und Elend! Oder die objektlose Angabe, es wurde »an allen Ecken und Enden angezündet.« Und dann versucht Hebel den Schrecken und Jammer zu schildern, »die fürchterliche Helle der Nacht und die Röte am Himmel von ferne ... und vierhunderttausend Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler müssen fliehen oder verbrennen ... Tagreisen weit waren die Straßen mit Flihenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwängere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöten und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs ... Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.« Und unmittelbar nach dieser packenden Schilderung des grauenhaften Fluchtgeschehens (stets das Allgemeine mit dem einzelnen verschränkt und verzahnt) folgt der Satz: »Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten.« Aber einer klaren Antwort auf die Schuldfrage weicht Hebel aus. Das tut er fast immer, aus Klugheit oder Unentschlossenheit? Die politische Stellung-

nahme war nie seine Stärke. Aber die menschliche Anteilnahme umso mehr. So auch zum Schluss der Erzählung: Die siegreiche Armee des französischen Kaisers musste sich mitten im Winter in der fürchterlichsten Kälte zurückziehen ... »Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste als eine Brust voll Heldenmut. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.«

Könnte dieser letzte Satz nicht auch am Ende jedes Geschichtsbuches stehen? »Aber der letzte hat noch nicht geschossen!« Und sollten Generäle nicht häufiger abwägen zwischen Kalbsschlegel und Heldenbrust? Vielleicht brächte sie das zum Schmunzeln statt zum Einsatzbefehl.

Hebel, der Vielseitige

Dass Hebel seine Leser auch zum Schmunzeln bringen wollte (und konnte), steht außer Zweifel. Ganz besonders mit seinen Gaunergeschichten vom Zundelfrieder und vom Zundelheiner (mit deutlicher Sympathie für deren Kleinkriminalität); aber auch mit kleinen Schwänken wie z. B. in der folgenden Anekdote »Missverständnis« »Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreissoldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: ›Filu! Filu!‹ Das heißt auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr?, und gab gutmütig zur Antwort: ›Halber vieri.‹«

Als unterhaltsame Einsprengsel druckte Hebel auch kleine Rätsel im »Rheinländi-

schen Hausfreund« ab, hübsch gereimt wie das folgende:

»Mein Kopf ist klein;
lang ist mein Bein;
mein Fuß ist spitzig,
macht manchen witzig;
der Mägdlein Brust
ist meine Lust;
der ernste Mann
mich missen kann.«

(Richtig geraten: die Stecknadel). Manche Rätsel verpackte Hebel auch in Geschichten wie im »Einträglichen Rätselhandel«, wo ein jüdischer Fahrgast auf einem Schiff eine Wette gegen elf Mitfahrende gewinnt, weil er auf alle ihre Rätselfragen eine pfiffige Antwort parat hat, z. B. auch auf die, wie jemand fünf Eier an fünf Personen so verteilen kann, dass jeder ein Ei bekommt und dennoch noch ein Ei in der Schüssel zurück bleibt. Hätten Sie es gewusst? Ganz anders, bitter und geradezu prophetisch klingen Sätze, die Hebel einem weisen Arzt in den Mund legt in der Geschichte »Der Spaziergang am See«: Vier Männer unterhalten sich über die Vielfalt der menschlichen Individuen: »Aber einer von allen wird der Schlimmste sein«, fiel der Doktor dem Amtmann in die Rede, »ein Verführer und Mörder eines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Throne und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu sein, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Tränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden.« Man denkt unwillkürlich an Reinhold Schneiders »Antichrist«. Doch dem Schlimmsten lässt der Doktor dann den Besten entgegenstehen (den Erlöser?); der wird »alle Kanonen abführen lassen ... und alle Schwerter in Pflugscharen umwandeln und alle Lanzen in Sichel.«

Eine Parole der Friedensbewegung in unserer Zeit!

Hebel war eben keineswegs ein harmloser Geschichtenerzähler, von dem man nur gutmütige Unterhaltung zu erwarten hatte. Er konnte knorrig werden, nicht kauzig, aber eigenwillig und von echter Originalität. Als die Zensur in seine Redaktionsarbeit eingreifen wollte, legte er die Verantwortung für den Kalender nieder. Er besann sich wohl seines ursprünglichen Berufes als Geistlicher und engagierte sich in den Beratungen und Verhandlungen um die Union der beiden protestantischen Konfessionen im Land – der markgräflichen Lutheraner und der pfälzischen Reformierten. Als die Union 1821 gelang (ein interkonfessioneller Kompromiss von historischer Bedeutung!) übertrug man ihm die Leitung der neu geschaffenen badischen evangelischen Landeskirche. Hebel wurde Prälat, damals der höchste evangelische Geistliche unter dem nominell als Landesbischof regierenden Großherzog. In seiner kirchlichen Rolle wurde Hebel auch geborenes Mitglied der ersten Kammer der badischen Landstände, die mit der Verfassung von 1818 ins Leben traten. Viel bewegt hat er als Abgeordneter nicht, immerhin ist er nachdrücklich für eine Gleichstellung der Juden eingetreten; er hielt auch eine enge Verbindung zu seinem katholischen Kollegen in der Kammer, dem Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Heinrich von Wessenberg. Beide verstanden sich als Volksaufklärer und behutsame Erneuerer ihrer Kirche. Beide waren Meister des geschriebenen Wortes. Hebel trug in seinem Wirkungskreis durch eine neue Ausgabe der »Biblischen Geschichten« bei, die er in zeit- und kindgerechter Sprache verfasste. Die 1827 neu etablierte Erzdiözese Freiburg erwarb sogleich das Recht, Hebels »Biblische Geschichten« im katholischen Religions-Unterricht zu verwenden. So viel Öku-

mene gab es damals (schon)! Als Schulbuch blieb dieses letzte Werk Hebels bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts im Gebrauch. Auf einer Visitationsreise überraschte den schon kränkenden Prälaten am 22. September 1826 der Tod in Schwetzingen. Hier liegt Hebel auch begraben.

Der große Badener

In dem von Helmut Engler herausgegebenen Band »Große Badener« steht die Biographie Johann Peter Hebels zwischen der von Markgraf und Großherzog Karl Friedrich und der des großen Architekten Friedrich Weinbrenner. 1832/34 erschien erstmals eine Ausgabe der Gesammelten Werke Hebels. Viele weitere folgten (ich selbst benutze gern eine Edition, die der Wahlfreiburger Eberhard Meckel im Ostberliner Aufbau-Verlag 1958 verlegt hat.). Eine breite, nicht nur literaturwissenschaftliche Forschung hat sich über Hebel und sein Werk entfaltet. Allein in den letzten zehn Jahren sind rund zwei Dutzend neue Bücher zu Hebel erschienen, etliche jetzt zum Hebeljahr 2010. Die Titel sagen einiges darüber, worin die Autoren Hebels Bedeutung erkennen. Franz Littmann gab seinem neuen Hebelbuch den schönen Untertitel »Humanität und Lebensklugheit für jedermann«: wahrlich eine präzise Kennzeichnung für Hebels Werk und Wirken, nämlich den Menschen aller Stände, damals wie heute noch, etwas an Humanität und Lebensklugheit zu vermitteln. Man kann diesen höchst bedeutsamen Beitrag Hebels zur »Erziehung des Menschengeschlechtes« (wie Lessing das formulierte) unter der großen Rubrik der »Aufklärung« verbuchen. Karl-Heinz Ott gab seinem Hebelvortrag den Titel »Andächtige Aufklärung«, womit »Andacht« eine wichtige, aber keineswegs alles

treffende Begründung für Hebels Dichten und Lehren ausdrückt. Michael Stolleis gab seiner Festrede beim »Schatzkästlein« das Leitwort »Der menschenfreundliche Ton«. Überhaupt die Hebelndank-Reden zum »Schatzkästlein« am Vorabend des Hebeltages in Lörrach: Lesenswert sind sie alle. Etwa die Rede, die Bundespräsident Theodor Heuss 1952 hielt, ein Meisterwerk der Redekunst. Oder die Rede von Carl Jacob Burckhardt 1959, die Hebelrede von Martin Heidegger, oder die von Hans Thieme und von Hans-Martin Gauger, um weitere Freiburger zu nennen. Höchst eindrucksvoll auch die Namen der Hebelpreisträger, vom Dichter Emil Strauß über Wilhelm Hausenstein zu Albert Schweitzer, Marie Luise Kaschnitz, Kurt Marti, Elias Canetti, Peter von Matt, Lotte Paepke und zuletzt Arnold Stadler.

Ein Badener ist Hebel in allen Stationen seines Lebens gewesen und geblieben, angefangen von der Kindheit im markgräfllich badischen Oberland, in der engen Nachbarschaft zu Basel, dann in der Residenzstadt des badischen Großherzogtums in Karlsruhe, in all seinen Ämtern und Pflichten. Als Großer verdient er auf Grund seiner Leistungen bezeichnet zu werden, am meisten dafür, dass er den Hauptdialekt im Badischen, das Alemannische in den Rang einer Literatursprache gehoben hat. Groß aber sind auch seine Verdienste für die Integration der badischen Bevölkerung, und als typisch badisch können viele seiner Eigenarten gelten, die Neigung und das Talent zum Ausgleich – im Politischen wie im Sozialen und Kirchlich-Konfessionellen, aber auch seine moderate Liberalität in der Lebensanschauung und Lebensgestaltung – und nicht

zuletzt sein menschenfreundlicher Humor.

Zur Vertiefung: Leicht lesbar sind die biographischen Hebel-Artikel in den großen Standardlexika, etwa in der Allgemeinen Deutschen Biographie (ADB) oder der NDB (der Neuen Deutschen Biographie). Dort heißt es zum Schluss: »Hebels Nachruhm ist bis auf den heutigen Tag unerschüttert und unangefochten geblieben.« Dem möchte ich insofern etwas widersprechen, als Hebels Ruf beinahe von den Nazis beschädigt worden wäre. Hermann Burte wollte den »arischen Hebel« entdeckt haben und ihn für die »Blut- und Boden-Ideologie« in Anspruch nehmen. Ohne Erfolg freilich. Dem stand schon Hebels positives Bild von den Juden im Weg. Als in den 1950er Jahren das berühmte Sammelwerk »Die großen Deutschen« entstand, bekam darin gleich im 2. Band Johann Peter Hebel seinen Platz, unmittelbar vor dem des von ihm so geliebten Jean Paul. Verfasst hat dieses Lebensbild Hebels kein Geringerer als Gerhard Hess, einst DFG-Präsident, Gründungsrektor der Uni Konstanz, geboren in Lörrach. Sein Fazit über seinen Landsmann Hebel: »Ein bedachtamer und unanfechtbarer Schöpfer von Herrlichem im Kleinen und im Großen.« So dürfen wir den großen Badener auch zu den großen Deutschen zählen!



Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenstraße 20
79117 Freiburg